



Misty morning, Westminster Bridge: Morgenverkehr in Londons City.

Grossbritannien zerfällt

Die Sowjetunion, Jugoslawien, Österreich-Ungarn, das Königreich beider Sizilien: Sie zerbrachen letztlich als Ansammlung von Nationen und Territorien. Steht das Vereinigte Königreich vor dem gleichen Schicksal? Kann ausgerechnet der Brexit es retten?

Von Tom McTague (Text), Tobias Haberkorn (Übersetzung) und Robbie Lawrence (Bilder),
05.02.2022

Die düstere Wirklichkeit, der die Briten Anfang 2022 ins Auge sehen müssen: Unter den mächtigen Ländern der Erde steht kein anderes so kurz vor dem Zerfall wie ihres. Wenn man sich Grossbritanniens jüngere Vergangenheit anschaut, ist das nicht verwunderlich. Zwei Kriege hat das Vereinigte

Königreich seit dem Jahrtausendwechsel verloren, in Afghanistan und im Irak.

Und musste dabei zweimal mitansehen, wie seine strategische Ausrichtung niedergerissen wurde. Zuerst torpedierte 2008 die Finanzkrise die ökonomisch-soziale Ordnung des Landes. Und mit dem Brexit-Referendum von 2016 machten die Briten nicht nur ihre langfristige aussenpolitische Strategie obsolet. Ihre Regierung vollbrachte auch das Kunststück, eine wirtschaftliche Grenze sowohl zu ihrem grössten Handelspartner – der EU – als auch im Landesinneren – zu Nordirland – zu errichten. Nebenbei gab der Brexit der schottischen Unabhängigkeitsbewegung einen kräftigen Schub. Als ob das alles nicht genug wäre, verpatzte die Regierung auch noch die Antwort auf die Corona-Pandemie: Neben einer der höchsten Todesraten der entwickelten Welt hatte das Vereinigte Königreich auch eine der schwersten Rezessionen zu ertragen.

Viele aussergewöhnliche Dinge sind da zusammengekommen. Doch mir scheint, als sei die existenzielle Bedrohung Grossbritanniens nicht einfach auf schlechtes Regierungshandeln zurückzuführen, obwohl natürlich auch das eine Rolle spielt. Die britische Krise geht tiefer. Sie hat eine *spirituelle* Dimension.

Zum Autor

Tom McTague lebt in London und schreibt für den «Atlantic». Er ist Co-Autor von «Betting the House: The Inside Story of the 2017 Election». Dieser Beitrag erschien zuerst am 5. Januar 2022 im «Atlantic».

Die ersten zwanzig Jahre des neuen Jahrtausends mögen für Grossbritannien objektiv betrachtet eine schreckliche Zeit gewesen sein. Doch das Land hatte in seiner jüngeren Geschichte schon ganz andere Krisen zu überstehen, ohne dabei dem Verlust des Zusammenhalts so nahe zu kommen wie jetzt. Im Zentrum der aktuellen britischen Malaise steht eine Identitätskrise. Keine Macht der Erde ist sich so uneins, ob sie überhaupt eine Nation darstellt. Geschweige denn, wie sie sich als Nation verhalten sollte.

Grossbritannien ist nämlich kein Land im traditionellen Sinn, wie es Frankreich, Deutschland, ja sogar die Vereinigten Staaten von Amerika sind. *Britain*, «Grossbritannien», das steht als Abkürzung für «Vereinigtes Königreich Grossbritannien und Nordirland». Eine Ansammlung von Nationen und Territorien – England, Schottland, Wales, das umstrittene Gebiet Nordirlands –, zugleich aber ein legitimer, souveräner, einheitlicher Nationalstaat.



Böses Omen? Ein Rabe nahe dem Regierungsbezirk Westminster in London.



Besucher warten auf den Einlass zur Downing Street, dem Wohnsitz des britischen Premierministers.

Nach dem Untergang der Sowjetunion und Jugoslawiens ist Grossbritannien eines der wenigen Länder des Westens, deren Name nicht einfach das sagt, was es ist. Das Vereinigte Königreich ist nicht gleich Grossbritannien. Einige seiner Einwohnerinnen definieren sich als Britinnen, andere nicht. Wieder andere nennen sich Briten *und* etwas anderes, sprechen von schottischer oder walisischer Nationalität. Für die Nordirinnen ist die Lage noch vertrackter. Manche definieren sich als *ausschliesslich* britisch, andere als *ausschliesslich* irisch.

Viele halten den Brexit für den Ursprung der britischen Krise. Mit dem Referendum, glauben sie, hätten englische Nationalisten den Gesellschaftsvertrag gebrochen, der die Nation zusammenhielt, und dabei die wahre Natur dieser Nation offengelegt. Grossbritannien als ungleiche Union, gemacht von Engländern für Engländer. Es war aber eine Mehrheit des *gesamten* Königreichs, die für den Brexit gestimmt hat. Diese Mehrheit ist geografisch so verteilt, dass zwei Teile des Landes, Schottland und Nordirland, mehrheitlich gegen den Brexit stimmten. Es waren die Stimmen der Engländer, der dominierenden Nation, die den Ausschlag gaben.

Diese *englishness* des Brexit kann allerdings nur zu einem Streitthema werden, wenn die Menschen sich als etwas anderes als «britisch» definieren. Wenn ein amerikanischer Präsident die Mehrheit des *Electoral College* auf sich vereint, dann ist egal, ob seine Konkurrentin in diesem oder jenem Bundesstaat mehr Stimmen hatte als er. Selbst wenn sie ihren Präsidenten ablehnen, sehen amerikanische Wähler sich zuerst als *Amerikaner*.

Kann das Vereinigte Königreich sich dieses fundamentalen Zusammenhalts überhaupt noch sicher sein? Der Brexit mag binnennationale Spannungen verschärft haben. Verursacht hat er sie nicht. Er hat nur die Ausmasse eines Problems gezeigt, das schon lange bestand.

Ein faules, selbstgefälliges Land

Vergangenen Sommer konnte ich mich selbst davon überzeugen, wie weit sich das Vereinigte Königreich auseinandergeliebt hat. Während alle Pläne für Reisen in die Tropen in einer Jahrhundertpandemie zerstoben, nutzten meine Frau, meine Kinder und ich einen dreimonatigen Elternschaftsurlaub, um unser eigenes Land von oben bis unten zu bereisen. Nach dem G-7-Gipfel in Cornwall im Südwesten Englands brachen wir auf.

Eine deprimierende Veranstaltung war dieser Gipfel gewesen. Uninspirierte Staatenlenkerinnen hatten versucht, die Idee eines vereinigten Westens zu verteidigen – während ihr Gastgeber seine liebe Mühe hatte, die Idee eines vereinigten Grossbritanniens zu verteidigen. Nach dem Gipfel löschte ich Twitter und die meisten News-Apps von meinem Handy, und wir fuhren los.

Während ich Nachrichten mied, nahm ich ein Buch zur Hand, das ich seit Jahren lesen wollte: «Der Leopard» von Giuseppe Tomasi di Lampedusa. Es wurde schnell zu einer Art prophetischem Begleiter für mich. Die Identitätskrise des Vereinigten Königreichs fand ich darin besser beschrieben als in all den Zeitungsartikeln und Fernsehreportagen der vergangenen Jahre.



Claire, eine junge Bloggerin in Edinburgh.



Es ist kalt in Glasgow: Fenster eines Pubs bei der Queen Street Station.

Der Roman beginnt im revolutionären Sizilien der 1860er-Jahre. Das alte Königreich beider Sizilien zerfällt und wird von Garibaldis neuem Italien geschluckt. Im Zentrum der Geschichte steht Don Fabrizio, Fürst von Salina, ein Spross der alten sizilianischen Aristokratie. Als er erfährt, dass auf seinen Besitzungen ein Soldat im Kampf für den letzten bourbonischen Herrscher Neapels gefallen ist, lässt ihm dieser Tod keine Ruhe.

Wofür hatte sich dieser Soldat geopfert? Es gab keine Zweifel, dass Sizilien im italienischen Staat aufgehen würde. «Für den König hat er sich geop-

fert», versucht sich Don Fabrizio zu beruhigen. «Der König steht für Kontinuität, Anstand und Ehre, Recht und Ordnung.» Der Soldat soll also für eine *höhere Sache* gestorben sein. Doch der Fürst weiss, dass diese Erklärung nicht hält. Der alte König hatte seine Funktion schon lange verloren. «Könige, die für eine Idee stehen, können, ja dürfen ein gewisses Niveau niemals unterschreiten. Tun sie es doch, dann leidet diese Idee.»

Die Passage erinnerte mich an ein Gespräch mit einem Vertrauten von Premierminister Boris Johnson. Er war besorgt, das Vereinigte Königreich werde bald so anachronistisch aussehen wie das sizilianische Königreich oder wie einstmal Österreich-Ungarn. Grossbritannien drohe der Zusammenbruch, weil es zu einem faulen, selbstgefälligen, blockierten Land geworden sei. Der Staat würde seine Grundfunktionen nicht mehr erfüllen: die Wirtschaft stärken, die Grenzen schützen, die nationale Einheit sichern. Stattdessen sei die Regierung einem elitären Klüngel anheimgefallen, der den Separatismus angeheizt und allen Wohlstand in London und Umgebung konzentriert habe – eine politische Elite, der die Stimmung in der Bevölkerung egal sei.

Welch drastisches, trostloses Bild. Ähnlich wie das sizilianische Königreich hatte Österreich-Ungarn seine Akzeptanz beim Volk verspielt, weil es sich in der Krise des Ersten Weltkriegs als unfähig erwies, seine Bevölkerung zu ernähren, zu schützen und zu repräsentieren. In seinem Buch «Habsburg – Geschichte eines Imperiums» hat der Historiker Pieter M. Judson eindrucksvoll gezeigt, dass Österreich-Ungarn nicht etwa deshalb unterging, weil das Reich ein illegitimes Relikt vergangener Zeiten gewesen wäre. Es scheiterte an der Herausforderung, den Ersten Weltkrieg zu überstehen. Indem er sich zu einer bloss noch *österreichischen* Autokratie entwickelte, untergrub der österreichisch-ungarische Staat seine Legitimität als Vielvölkerstaat. Im Überlebenskampf war ihm die Vorstellung abhandengekommen, wer oder was er einmal gewesen war.

Würde Grossbritannien dasselbe widerfahren? Fuhr ich durch ein Land, das sich überlebt hatte und bald in seine Bestandteile zerfallen würde? Eine Spaltung des Königreichs ist gewiss nicht undenkbar. Wir stellen uns mächtige Nationen als unverwüsthliche Protagonisten des Weltgeschehens vor, aber das ist ein Trugbild. Man muss nur wenige Generationen zurückblicken, um zu sehen, wie das Vereinigte Königreich einen Grossteil seines Territoriums verlor.

London war daran gescheitert, den Einheitsstaat, in den es 1800 neben der britischen auch die irische Insel gezwungen hatte, zu einer wirklichen Nation zu formen. 1991 zerbrach die Sowjetunion, weil sie nicht mehr imstande war, das Gewicht ihrer Fehler zu tragen. Was als Bestreben nach grösserer Autonomie für die Teilrepubliken begonnen hatte, wurde zum Verlangen nach Unabhängigkeit vom Zentralstaat selbst: Russland.



In der Sackgasse: Am frühen Morgen in Glasgow.

Wenn man mit britischen Parlamentariern spricht, frappt das Ausmass des Pessimismus, mit dem sie auf die Zukunft des Landes blicken. Ein Bekannter von mir, der anonym bleiben möchte, weil ihm seine Position ein offenes Spekulieren über die Zukunft des Landes verbietet, erzählte mir die Geschichte seines Grossvaters.

Der Grossvater hatte für Österreich-Ungarn gekämpft, bis das Land zusammenbrach und er nach Grossbritannien flüchtete. Er wurde im Vereinigten Königreich begraben, doch seinen Sarg liess er mit der Flagge des alten Reiches schmücken, jenes Staates, der ihn als Juden geschützt, für den er gekämpft hatte und dem er sich bis zuletzt verbunden fühlte. Sein Enkel, der selbst unter der Flagge des Vereinigten Königreichs gekämpft hatte, erzählte mir von seiner Angst, ihm könne eines Tages dasselbe widerfahren, dass seine Enkelkinder ihn unter der Flagge einer Nation begraben würden, der er gedient und für die er gekämpft hatte – die nun aber Geschichte war.

Im Herzen Englands

Die erste Etappe unserer Reise führte uns in ein Ferienresort namens «Butlin's» in Somerset. Somerset ist eine Grafschaft im südwestlichen Eng-

land, vielleicht ist es der britischste Ort der Welt. Das «Butlin's» wurde Anfang der 1960er-Jahre erbaut, um der Arbeiterklasse erschwingliche Ferien zu ermöglichen. Das Resort hat Billigflieger, Pauschalurlaube und den Aufstieg der Mittelschicht überlebt. Es ist ein volkstümlicher, relevanter Ferienort geblieben. Irgendwie scheint er mir repräsentativer für das moderne Grossbritannien als jeder andere Ort, den wir auf unserer Reise sahen.

Ich bin ein Mittelschichtskind der 1980er. Und ich muss zugeben, dass das «Butlin's» für mich eine befremdliche Erfahrung war – befremdlicher, als ich es zunächst wahrhaben wollte. Es ist ein Ort, an dem die Art Gentrifizierung, die für mich die Normalität darstellt, nicht stattgefunden hat. Das «Butlin's» wirkt etwas altmodisch, ist aber überhaupt nicht aus der Zeit gefallen. Eher hat es sich eine Zeitlosigkeit bewahrt, es ist modern und vergangen zugleich.

Als ich meiner Mutter von unserem Trip dorthin erzählte, schickte sie mir ein Foto aus den 1960ern, das sie als kleines Mädchen im selben Resort zeigt. Man erkennt dieselben billigen, terrassenartig geordneten Bungalows, die knallroten Uniformen des Personals, die Fahrgeschäfte und die Frittenbuden.

Heute ist das «Butlin's» viel multikultureller, multiethnischer und intergenerationeller als all die hochpreisigen Ferienanlagen, die wir auf unserer Reise sonst besuchten. Der Wein und das Essen waren an diesen Orten natürlich besser als im «Butlin's», und die Gespräche klangen eher wie auf Twitter. Aber diese Orte waren sozial viel selektiver und monokultureller.

Mich erinnerte das «Butlin's» daran, dass es etwas dezidiert Britisches gibt, denn diese Ferienanlage hätte nirgendwo anders sein können als in Grossbritannien. Weder war sie ein Abklatsch von etwas Amerikanischem noch ein Versuch, europäische *sophistication* nachzuahmen. Okay, es gab dort auch ein paar italienische und andere Restaurants, die es zu Zeiten meiner Mutter vielleicht nicht gegeben hatte. Aber die Kantinen servierten noch immer Frittiertes zum Frühstück, Gebratenes zum Abendessen und *sponge pudding* mit Eiercreme zum Nachtisch.

Es war eine jener englischen Institutionen, die George Orwell in «The Lion and the Unicorn» («Der Löwe und das Einhorn») beschrieben hatte: Orte, die von der Mittelklasse – von Leuten wie mir – belächelt, ja beinahe verachtet werden, obwohl sie zum modernen Grossbritannien ein viel realistischeres, entspannteres Verhältnis haben als diese Mittelklasse selbst. Der Umstand, dass ich mich dort nicht besonders wohl oder heimisch fühlen konnte, sagt mehr über mich selbst als über das «Butlin's».

Als Nächstes fuhren wir nach Wiltshire zum «Chalke Valley History»-Festival. Die Grafschaft liegt im Herzen von Wessex, dem alten angelsächsischen Königreich, aus dem England einst hervorgegangen ist. Die felsige, bewaldete Landschaft und die unverfälschten Hobbit-Dörfer im Süden Englands schienen direkt aus einer Beschreibung J. R. R. Tolkiens zu stammen. Mich liess diese Landschaft an die uralte englische Geschichte denken. Das Land hält sich gerne für eine Miniversion der USA. Wenn man aber erst mal so tief ins alte England vorgedrungen ist, wird einem klar, dass dieses Land, ganz wie der Rest Europas, auf eine Weise in Raum und Zeit verankert ist, die mit Amerika nicht zu vergleichen ist.

Zweifellos befanden wir uns im Herzen Englands, aber scheinbar doch in einem anderen Land als im «Butlin's». Es war, als hätten wir ein Lager angelsächsischer Leibeigener verlassen, um uns mit ihren normannischen

Lehnsherren zu versammeln. Wie das «Butlin's» hatte auch das Chalke Valley seine Kleiderordnung: Pastelltöne in allen erdenklichen Schattierungen, Leinenjacken, dazu eine Auswahl von Segelschuhen, die jede Regatta übertraf.

Als ich für Kaffee anstand, kam mir ein Gesprächsfetzen zu Ohren, der im «Butlin's» undenkbar gewesen wäre: «Nein, nein», sagte eine Frau ganz aufgeregt zu ihrer Freundin, «damit sind überhaupt keine Verpflichtungen verbunden. Es handelt sich um eine *non-executive position*.» Es ging um ihren neuen Posten als Aufsichtsrätin einer Firma oder Charity.

Auf dem Festival traf ich meinen Freund Dan Snow. Wir sprachen über die Komplexität Englands. Als wir den Blick über die Landschaft streifen liessen, deutete Dan auf eine Abfolge deutlich sichtbarer Mulden im gegenüberliegenden Hang. Es könnte sich um alte römische Terrassengärten handeln, sagte er, niemand wisse es genau. Dan ist Historiker. England hat eine historische Tiefe, deren Geheimnisse bis heute nicht geklärt sind.

Ist es in einem derart alten Land überhaupt von Bedeutung, ob das Vereinigte Königreich – ein politisches Gebilde, das gerade einmal 100 Jahre alt ist, eine Zukunft hat? Die heutigen Staatsgrenzen sind das Resultat der irischen Abspaltung von 1921. Doch schon die vorherige Staatsform war nicht sehr alt. Sie war das Ergebnis zweier Unionen: jener zwischen England und Schottland im Jahr 1707 und jener zwischen Grossbritannien und Irland im Jahr 1800. Sollte das Vereinigte Königreich untergehen und mit ihm Grossbritannien, dann würde England weiter existieren.

War das kein Trost? Meine Traurigkeit über die nachlassenden Bindekräfte des Königreichs schien rein sentimental begründet. Würde sich irgendetwas in meinem Leben wirklich ändern?

Wie ich so vor mich hingrübete, fand ich meine Gedanken im «Leoparden» wieder. Don Fabrizio sinniert über Sizilien: «Alles wird bleiben, wie es ist. Es werden lediglich ein paar Mitglieder der herrschenden Klassen ausgetauscht.» Damit verabschiedet er die revolutionären Hoffnungen der liberalen *garibaldini*, die einen gesellschaftlichen Umsturz gekommen sahen. «Die Salinas werden die Salinas bleiben», sagt der Fürst voller Stolz über seine Familie.

Ein Gefühl von Verlust

Wir fuhren von England nach Schottland, das sich heute beinahe wie ein anderes Land anfühlt. Wir wollten auf die schottischen Inseln. Eine Woche nach Shetland – ein 100 Meilen nördlich des Festlands gelegener Archipel –, dann auf das etwas weiter südlich gelegene Orkney, schliesslich quer durch die Highlands zu den spektakulären westschottischen Inseln, den Hebriden.

Auf Shetland ist man dem norwegischen Küstenort Bergen näher als Edinburgh. Schottische Flaggen sind eine Seltenheit. «Nach Schottland fahren» ist eine übliche Redewendung. Auch in Orkney spürt man eine erstaunliche Distanz. «Die beiden Inselgruppen unterscheiden sich sehr vom restlichen Schottland», sagte mir Alistair Carmichael, der die Inseln im britischen Parlament als Abgeordneter vertritt. «Sie sind nordisch, nicht keltisch.»



Sláinte mhath! Tony's Fish Bar in Newington, Edinburgh.

Orkney hatte in der Neusteinzeit enorme Bedeutung. Die Menschen, die hier vor 5000 Jahren lebten, errichteten gigantische Steintempel, die zu grossen Teilen erhalten sind. Wie das Chalke Valley strahlt Grossbritanniens hoher Norden einen beruhigenden Fatalismus aus: *geography is destiny*, Geografie ist Schicksal. Orkney wird immer Orkney bleiben, egal was mit dem Vereinigten Königreich passiert. Doch dieser Fatalismus beruhigt nur für kurze Zeit. Was ich in Orkney spürte, war ein Gefühl von Verlust, nicht von Stabilität.

Der Eindruck festigte sich während meiner gesamten Zeit in Schottland. Noch auf der Insel hatten wir Skaill House besichtigt, den Sitz der einstmals mächtigsten lokalen Adelsfamilie. Das Landgut ist Ausdruck einer vergangenen Zeit und einer vergangenen Klasse. Jedes Zimmer ist vollgepackt mit fernöstlichen Trophäen: Tigerfellteppiche mit intaktem Tigerkopf, japanische Seidenkunst, chinesisches Porzellan, indische Teppiche. In einem Raum erklang eine Tonaufnahme der letzten Hausherrin. Was da zu hören war, war keine schottische, sondern eine britische Adelsdame. Zuerst dachte ich, es sei die Queen.

Die Tonspur erinnerte mich daran, dass die Aristokratie eine britische Institution gewesen war. Im ganzen Land schickte die Adelsklasse ihre Kinder auf dieselben Schulen, trat in denselben Staatsdienst ein, führte dasselbe Empire. All das ist heute Vergangenheit, doch es lebt, seiner Substanz beraubt, in alten Kostümen und Titeln weiter. Die alte Adelsdame klingt heute nicht mehr britisch, sondern englisch. Sie ist die Repräsentantin einer ausländischen Klasse.

All das soll nicht heissen, dass das Vereinigte Königreich wegen der Aushöhlung der britischen Aristokratie zerfele – so ist es nicht. In ihrem Kern

hat diese Union ein viel tieferes Problem, das Skaill House nur illustriert: Die Britinnen haben keine gemeinsame Vorstellung davon, was sie sein wollen.

Wer heute Schottland besucht, fährt durch ein Land, aus dem sich der britische Staat beinahe vollständig zurückgezogen hat. Einstmalige nationale Industrien oder Institutionen sind verschwunden. Auf unserem Weg nach Glasgow passierten wir eine verlassene britische Nuklearforschungsanlage und eine aufgegebene Militärbasis. Die einzigen Spuren des britischen Staates waren die teilprivatisierte Post, das Pfund und die Monarchie. Reicht das wirklich aus?

Das volle Ausmass des freiwilligen Rückzugs Grossbritanniens wurde uns klar, als wir in Schottland unsere zweite Dosis des Covid-Vakzins bekommen sollten. Nominal hat Grossbritannien einen National Health Service (NHS), einen *nationalen* Gesundheitsdienst. In Wahrheit wurde diese Behörde aber in subnationale Einheiten zerlegt. In Glasgow gab es ein riesiges Impfzentrum, offen für alle, ohne Termin. Es funktionierte vorzüglich: Eine Krankenpflegerin nahm mit einem iPad unsere Daten auf, und ein paar Minuten später hatten meine Frau und ich unsere zweite Impfdosis im Arm. Schwierig wurde es erst, als wir nachweisen wollten, dass wir auch wirklich geimpft worden waren.

Nachdem wir am 20. Juli in Glasgow unsere zweite Dosis bekommen hatten, versuchten wir fünf Monate lang, vom schottischen Gesundheitsdienst einen Impfnachweis zu erhalten. Wir waren in ein bürokratisches schwarzes Loch gefallen, in ein Labyrinth der Covid-Bürokratie, das die Ausmasse des britischen Rückzugs offenbart.

Um an unsere Impfnachweise zu kommen, sollten wir uns auf der Website des schottischen NHS einloggen. Die dafür notwendigen Log-ins stehen aber nur Menschen zur Verfügung, die auch in Schottland leben. Es war unmöglich, diese zirkuläre Logik zu durchbrechen. Auch per Post konnten wir den Nachweis nicht bekommen, denn der schottische NHS versendet keine Dokumente ausserhalb Schottlands. In der Hoffnung, sie könne etwas für uns tun, kontaktierten wir unsere Londoner Parlamentsabgeordnete. Doch auch sie hatte keinen Zugriff auf die Systeme nördlich der Grenze. Es war letztlich der britische Gesundheitsminister, der das System so änderte, dass seither Impfnachweise zwischen England und Schottland transferiert werden können.



Ethylen-Cracker-Anlage in Mossmorran unweit von Edinburgh.

Ein solches Durcheinander hätte man vorhersehen können, denn die britische Verfassungsordnung befindet sich seit Jahren in einem absurden Zustand. In einem *devolution* genannten Prozess hatte Tony Blair 1998 einen Grossteil der Machtbefugnisse von Westminster nach Edinburgh verlagert, vom britischen an das schottische Parlament. Dieser konstitutionelle Umbau war so radikal wie umstritten. Gegner warnten, er würde den Zusammenhalt des Vereinigten Königreichs untergraben, weil er im Herzen des Staates ein Ungleichgewicht entstehen lasse.

Das Hauptproblem ist Folgendes: Neben den Mitgliedern ihres schottischen Parlaments wählen die Schottinnen auch Abgeordnete für das britische Parlament in Westminster, das über die britischen und auch über alle englischen Gesetze entscheidet. Englische Wähler hingegen können die Gesetzgebung des schottischen Parlaments in Edinburgh nicht beeinflussen, obwohl die Steuergelder, über die die schottische Regierung verfügt, von der britischen Regierung erhoben werden.

Für diese strukturelle Schieflage gibt es keine Lösung. Denn würde man neben dem schottischen ein gleichrangiges *englisches* Parlament erschaffen, das sich um *englische* Belange kümmert, dann wäre die wichtigste Person

im Staat nicht länger der britische Premierminister, sondern jene Person, die diese neue englische Versammlung zu ihrer Chefin wählt.

Boris Johnson steht an der Spitze einer Regierung, die grösstenteils englisch und nur gelegentlich britisch ist. Seine Pandemiopolitik beispielsweise ist ausschliesslich auf England ausgerichtet. De facto agiert er in den meisten seiner Amtshandlungen als englischer Premierminister. Fährt er nach Schottland, dann wird er dort, zumindest in der Psychologie der Schotten, als ausländischer Regierungschef empfangen.

So war es nicht gedacht. Die Befürworterinnen der *devolution* von 1998 hatten stets behauptet, sie würde die Union stärker machen und die schottische Unabhängigkeitsbewegung «mausetot». Schottland würde die Vorzüge der Autonomie und der Union zugleich geniessen. Wie sollte es da jemals auf die Idee kommen, sich formal vom Vereinigten Königreich abzuspalten?

Im «Leoparden» sorgt sich der Fürst um die Zukunft. «Eine böse, namenlose Fee» müsse hinter der italienischen Staatsgründung stehen, denkt er, denn all die Reden über das neue Land waren ein wenig zu emphatisch, um wahr zu sein. «Italien wurde geboren, und man konnte sich nur wünschen, dass es in dieser Form auch leben würde. Jede andere Form wäre etwas Schlechteres.» Er bleibt besorgt: «Etwas im öffentlichen Bewusstsein war gestorben, das spürte er, doch nur Gott konnte wissen, was genau das war.»

Auch in Grossbritannien ist etwas gestorben.

Zweifel am Sinn der Union

Staaten, die vergessen haben, wer sie sind, leben für gewöhnlich nicht mehr lange.

Die Sowjetunion, Jugoslawien, Österreich-Ungarn, das Königreich beider Sizilien. Dass diese Länder zerfielen, hatte gleichermassen mit den Problemen des dominierenden Landesteiles zu tun (oder, im Fall Siziliens, mit Ansprüchen von aussen) wie mit den Ansprüchen der Peripherie auf Unabhängigkeit oder grössere Autonomie.

Der Glaube an das Land ist in einem Ausmass verloren gegangen, dass eine Restauration kaum noch vorstellbar scheint. Inzwischen bezweifeln nicht mehr nur walisische, irische und schottische Nationalisten den Sinn der Union. Auch die einstmals unionistische englische Mittelklasse, deren verbliebener Glaube an Grossbritannien unter dem Brexit gelitten hat, hegt Zweifel. Für manche ist Grossbritannien zu etwas geworden, dessen Erhalt die Mühe nicht wert ist. Etwas Anachronistisches, ja Beschämendes wie das «Butlin's». Sie würden es vorziehen, in einem weniger mächtigen, aber in sich ruhenden europäischen Land zu wohnen. In einem grösseren Holland, nicht in einer «kleinen USA». Für diesen Wunsch gibt es gute Gründe. Die Niederlande sind schon lange keine Weltmacht mehr. Ein reiches und stabiles Land sind sie sehr wohl.

Wer in jüngerer Zeit die Irische Republik besucht hat (wir taten es am Ende unserer Reise), der muss zugeben, dass sie den britischen Unionismus vor einige unangenehme Herausforderungen stellt. Und zwar nicht nur wegen des irischen Wohlstands und der irischen Stabilität. Das Land hat einfach eine klare Vorstellung davon, was es sein möchte. Seine nationalen Mythen und Erzählungen mögen nicht weniger zweifelhaft sein als die anderer Länder. Aber die Irinnen glauben an sie, und der Staat befördert diesen

Glauben durch Symbole und Zeremonien. Eigentlich ist Irland ein zutiefst konservativer Staat, der sich auf eine Weise für den nationalen Zusammenhalt einsetzt, wie Grossbritannien es nicht tut. Für die Iren bringt das eigene Herausforderungen mit sich, etwa wenn sie Nordirland mit Millionen von protestantischen Britinnen eingemeinden wollen. Diese Briten glauben *nicht* an die irische Nationalerzählung.



Eine Erinnerung an grosse Zeiten: St. Paul's Cathedral, London.

Wenn Grossbritannien wirklich überleben will, muss es an etwas *Britisches* glauben und sich so verhalten, als gäbe es dieses Britische tatsächlich. Die österreichisch-ungarische Monarchie sei «keineswegs an dem hohlen Pathos der Revolutionäre» gestorben, schreibt Joseph Roth in seiner Novelle «Die Büste des Kaisers», «sondern an der ironischen Ungläubigkeit derer, die ihre gläubigen Stützen hätten sein sollen». Nicht ausgeschlossen, dass wir über Grossbritannien einmal dasselbe sagen werden.

Das ist auch der Grund, weshalb der Brexit die Union zugleich weiter spaltet und zusammenhält. In ihm hat sich etwas Nationales, das heisst Britisches manifestiert. Aber mehrheitlich geschah dies durch die Engländerinnen.

Darin liegt das grundlegende Paradox. Der Brexit ist eine Revolution, die den Zerfall der Nation beschleunigen könnte, indem er ihre *Englishness* offenlegt. Zugleich bringt er aber die Möglichkeit mit sich, einen gemeinsamen Sinn von *Britishness* wiederherzustellen. Denn er definiert ein gemeinsames Anderes: Europa.

Als Nicht-EU-Land erfährt sich Grossbritannien natürlich auf andere Weise als ein Kollektiv. Seine Wirtschaft funktioniert anders als die der EU. Die Handels- und Zollbestimmungen, Industriestandards und Produkte sind verschieden. Es gibt ein eigenständiges britisches Migrationsregime, ein eigenes Grenzregime und ein eigenes Staatsbürgerschaftsrecht. Sei es im Gu-

ten oder im Schlechten, durch den Brexit wird sich Grossbritannien stärker von allen anderen europäischen Ländern unterscheiden.

Deswegen hat der Brexit die schottische Unabhängigkeit kurzfristig wahrscheinlicher, langfristig jedoch unwahrscheinlicher gemacht. Denn eine solche Unabhängigkeit würde eine harte Grenze auf der britischen Insel bedeuten. Wäre das Vereinigte Königreich weiter in der EU, so gäbe es keinen Grund für eine solche Grenze.

All das bedeutet nicht, dass die EU-Mitgliedschaft eine Gefahr für die britische Einheit dargestellt hätte. Mit Ausnahme Spaniens ist kein europäisches Land von der Spaltung bedroht. Klar ist auch, dass Nordirland die Folgen des Brexit nicht auf dieselbe Weise wie der Rest des Vereinigten Königreichs spürt. Um eine harte Grenze zu Irland zu verhindern, muss Nordirland auf Dauer andere Regeln akzeptieren als das britische Festland.

Solange es in Schottland kein nennenswertes *britisches* Regierungshandeln gibt, werden alle Versuche, einen britischen Nationalsinn wiederaufleben zu lassen, marginal bleiben. Die Zeit wird zeigen, ob der Brexit dem Vereinigten Königreich den Todesstoss versetzt oder ob er seine lange, schmerzhafteste Restauration einleitet. Wie die Sache auch ausgeht, meine Reise hat mich gelehrt, dass der Brexit ein Wendepunkt war. Es wird darauf ankommen, ob die Menschen in Schottland anfangen, sich zugleich als Briten zu begreifen und die britische Regierung und den britischen Staat zugleich als die ihrigen anzusehen.

Am Ende des «Leoparden» liegt Don Fabrizio im Sterben. Der Fürst erkennt, dass sein jugendlicher Gleichmut gegenüber dem Schicksal des Landes und seiner eigenen Klasse ein Irrtum war. Er irrte sich, als er glaubte, nichts würde sich ändern. «Die Bedeutung einer Adelsfamilie liegt in ihren Traditionen, das heisst in ihren lebendigen Erinnerungen», denkt er. Die Revolution hat die aristokratischen Privilegien, ja den ganzen Lebensstil seiner Familie zerstört. Nach und nach wurde sein Name, wurden sein Adelstitel zu nichts als «leerem Pomp». «Die Salinas werden immer die Salinas sein, hatte er gesagt. Er hatte sich geirrt. Er selbst war der letzte Salina.»

Das Vereinigte Königreich Grossbritannien und Nordirland ist ein ungewöhnliches Land. Seine lebendigen Erinnerungen liegen im Sterben. Will es überleben, dann muss es mehr sein als leerer Pomp.